
Harmlose Begegnungen. Die (Neu-)Entdeckung Michel Foucaults in der deutschen Geschichtswissenschaft

Was er denn von diesem Subjekte halte, das sich anschicke, die Geschichte zu revolutionieren, wurde der berühmte Herr W. gefragt. Oh, stöhnte dieser aus tiefstem Herzensgrunde auf, ob man sich nicht entschließen könne, Besagten aus dem Spiel zu lassen? Allein, fuhr er einsichtig fort, es werde ohne Zweifel nicht genügen, den fraglichen Herrn zu ignorieren. Vielmehr werde man sich wohl bemühen müssen – „voraussichtlich muß ich selbst der Henker sein“, beeilte sich der berühmte Herr W. hinzuzufügen –, „auch unsererseits auszusprechen, daß wir ihn für einen Schwindler und Scharlatan schlimmster Sorte halten“.

Die Parallelen in Wortwahl und Immunisierungsstrategie sind verblüffend, auch wenn die Gemeinsamkeiten der Situationen ansonsten begrenzt sein dürften: vor knapp einhundert Jahren verpaßte der Heidelberger Soziologe Max Weber mit obenstehenden Worten dem Leipziger Historiker Karl Lamprecht den vermeintlichen intellektuellen Todesstoß.¹ Der Schurke, den ein Teil der deutschen Geschichtswissenschaft heute ausmacht, lehrte bis zu seinem

Tode 1984 am Pariser *Collège de France* auf dem Lehrstuhl Geschichte der Denksysteme. Der aktuelle edle Scharfrichter war bis vor kurzem in Bielefeld Professor für Allgemeine Geschichte. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler hat in dem als Philosoph etikettierten Michel Foucault das praktische Feindbild schlechthin entdeckt. Im Kampf der Historischen Sozialwissenschaft gegen neuere Kulturgeschichte und Kulturanthropologie purzeln daher auch altbekannte Worte aus den Seiten der Pamphlete: Als „ein intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer ‚Rattenfänger‘ für die Postmoderne“² erscheint da Foucault und auch das wissenschaftsgeschichtlich erprobte Wort vom „Scharlatan“ taucht hier und da wieder auf.³ Die Antwort der Gegenseite auf die Verbalinjurien bleibt bis zur Verlagerung des Debatortenortes ins Jenseits einstweilen aus; sie ist auch nicht weiter wichtig, denn der heftige Wortschwall dient allzu offensichtlich nicht so sehr dem intel-

1 Max Weber an Willy Hellpach, 5. April 1905, zit. nach: L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichte sschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, S. 93.

2 H.-U. Wehler, Michel Foucault. Die „Disziplinargesellschaft“ als Geschöpf der Diskurse, der Machttechniken und der „Bio-Politik“, in: ders.: Die Herausforderung der Kulturgeschichte. München 1998, S. 45-95, hier S. 91.

3 Ders., Der Streit zwischen der Sozial- und der Kulturgeschichte. Vortrag am Deutschen Historischen Institut Paris, 26. April 2000 (ungedruckt).

lektuellen Konfliktaustrag zwischen zwei Großdenkern, sondern der Bestellung des deutschen Historiographiefeldes – neben dem vornehmen Austausch kognitiver Argumente also vor allem dem schnöden Kampf um Definitionsmacht, Drittmittel, Posten und symbolische Legitimation von Gelehrtenbiographien.

Angesichts des so in gequälten Verbalattacken festgefahrenen Streits in deutschen Zeitschriften und Feuilletons verblüffte daher die Unverkrampftheit, ja mitunter lockere Fröhlichkeit, mit der sich zwei Tagungen dem Werk Foucaults neu näherten und sich an die Frage nach dessen aktuellem Gewicht für die Kultur- und Sozialwissenschaften machten. Die Ausrichtenden hätten dabei unterschiedlicher nicht sein können: Während das Frankfurter *Institut für Sozialforschung*, bisher nicht für eine besonders ausgeprägte Foucault-Sympathie bekannt, unter seinem neuen Direktor Axel Honneth vom 27. bis 29. September 2001 zur groß aufgezogenen und mit allerlei Prominenz besetzten „Frankfurter Foucault-Konferenz“ blies, lud eine Woche später (5./6. Oktober) der Neuzeithistoriker Jürgen Martschukat ins Hamburger Aby-Warburg-Haus, um in einem deutlich intimeren Kreis das Experiment „Geschichte schreiben mit Michel Foucault“ zu wagen.

Die Frankfurter Konferenz war ein beeindruckender Rundumschlag, der die disziplinäre Breite des Werkes von Foucault selbst widerspiegelte. PhilosophInnen, SoziologInnen, PsychologInnen, HistorikerInnen, KriminologInnen und Literaturwissen-

schaftlerInnen versammelten sich zu einem jener Mammutkongresse, die beabsichtigen, Theorielandschaften neu zu arrondieren, die die Pfeiler für die Bewertung eines intellektuellen Nachlasses langfristig einzubetonieren und sich in das kollektive wissenschaftliche Gedächtnis als Gründungsveranstaltung eines neuen Paradigmas zu brennen suchen. Nach Frankfurt wird es nun schwerer zu behaupten, dieser in seinen Analysen manchmal so aggressive und verstörende Franzose habe sich als Luftnummer erwiesen, die man getrost vergessen könne. Aber, das war die Hauptekenntnis, die der Historiker aus Frankfurt nach Hause tragen konnte, eine solche ignorante Attitüde scheint aktuell allein auf dem Boden der spezifischen Befindlichkeiten von Historikern zu gedeihen. Die einzige Sektion, in welcher der Moderator in den traditionellen Duktus der Foucaultkritik – keinesfalls lesen, ignorieren und, wenn dies nicht mehr geht, mit großer Geste in der Luft zerreißen – zurückzufallen drohte, war die über Foucault und die Geschichtswissenschaft. In anderen Disziplinen, auch das war in Frankfurt an einer gewissen Gelassenheit zu spüren, weicht die Entdeckungseuphorie langsam eher einer Langeweile aus Überdruß. Womit die deutsche Foucaultwissenschaft dann langsam auch wieder Anschluß an die internationale Rezeption finden dürfte.

Daß jedoch kein Grund besteht, als Historiker in masochistische Gesten auszuarten und sich stellvertretend für die Zunft anklagend auf die Brust

zu schlagen, das bewies die kleine Hamburger Tagung. Die dort gehaltenen Vorträge zeigten trotz unterschiedlicher Qualität eines: mit Foucault zu arbeiten heißt nicht, einem modischen Zeitgeist hinterher zu hecheln, sondern führt zu neuen Interpretationsangeboten, erschließt neue Themengebiete und macht andere neuen Sichtweisen zugänglich. Nicht zufällig aber schloß die Diskussion in Hamburg noch deutlicher als die in Frankfurt mit der Aufforderung, Foucaults Denken in konsequenter Vollendung seines Urhebers selbst zu historisieren, sich nach seinen spezifischen diskursiven Voraussetzungen zu erkundigen und die Geste der fröhlichen Zertrümmerung disziplinärer Gewißheiten nicht mit der inhaltlichen Auseinandersetzung und Kritik eines maßgeblich in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Frankreich geronnenen Denkens zu verwechseln.

Dieser Hinweis nahm den Hamburgern zunächst jedoch nichts von ihrer selbstironisch gemeinten, aber dann doch wieder nicht völlig unernst gedachten avantgardistischen Selbstbeschreibung. *Ulrich Brieler* (Leipzig) zeichnete in seinen einleitenden Bemerkungen über die deutsche Geschichtswissenschaft und Foucault die „Konturen einer Mesalliance“ nach. Da es bis heute keine geschichtswissenschaftliche Rezeption Foucaults gegeben habe, seien Interessierte immer noch maßgeblich auf andere disziplinäre Filter angewiesen, was wiederum unweigerlich zum sich fortschreibenden Vorbehalt der Fachfremdheit gegenüber dem Pari-

ser „Philosophen“ führe. Die deutsche Historiographie kenne bis heute kein „diskursives Feld Foucault“, weshalb die anstehende Konferenz durchaus für sich in Anspruch nehmen könne, als „klassisches Ereignis“ in die Wissenschaftsgeschichte einzugehen.

Axel Honneth (Frankfurt a. M.) hatte in seinem Frankfurter Überblick über die deutsche Foucaultrezeption partiell anderes beobachtet. Foucault habe sich durch selbstgewählte Spezifität und Marginalisierung in der Wahl seiner Untersuchungsgegenstände (Wahnsinn und Unvernunft, Strafvollzug, Sexualität) und Methoden (Archäologie und Genealogie) in eine Position manövriert, die eine interdisziplinäre Auseinandersetzung erschwerte – zumindest in einer Wissenschaftslandschaft, in denen solche Themen, anders als in Frankreich oder den USA, bis dahin keine tiefergehende Beachtung gefunden hatten.

Damit verlagerten sich die Diskussionen um Foucault und sein Werk in Deutschland unweigerlich immer stärker ins Philosophische, aus der fachwissenschaftlichen Auseinandersetzung um die regulierenden, normsetzenden und disziplinierenden Seiten des modernen Rationalisierungsprozesses wurden moralisch aufgeladene Diskurse und auf jedes antihumanistische Schlagwort des Pariser Provokateurs antwortete man auf der anderen Seite des Rheins mit Pawlowschen Reflexen. Unterhalb der Höhenkämme der offiziellen Ordnung der Diskurse setzte jedoch gleichzeitig – in informellen Lesezirkeln, in Geschichtswerkstätten und

den amorphen Strukturen einer sich selbst als emanzipatorisch begreifenden Wissenschaft – ein zunächst verborgener Gebrauch des Werks ein. Foucault habe sich so in Deutschland langsam von den Rändern des akademischen Feldes bis in die Zentren vorgearbeitet, er entfaltete in den achtziger Jahren eine untergründige Wirkung, die bei einer Betrachtung seiner Rezeption nicht übersehen werden dürfe und die der für ihn charakteristischen erkenntnisleitenden Trias von Macht, Wissen und Subjekt eine spezifische, nicht zuletzt politische Seite verleihe.

Dieses gewissermaßen subversive Eindringen Foucaults in die deutsche Geschichtswissenschaft wurde an den Themenstellungen der Hamburger Tagung dann mehr als deutlich. Körperlichkeit, Nacktheit, Sexualität und Todesstrafe in ihren jeweiligen diskursiven Verankerungen standen im Mittelpunkt derjenigen Vorträge, die sich als Ergebnispräsentationen geleisteter Arbeit verstanden. *Martin Dinges* (Stuttgart) verfolgte anhand der Selbstbeschreibungen eines Heilung von den Folgen jahrelangen Onanierens suchenden Patienten des Arztes Samuel Hahnemann um 1830 die Konstruktion von Männlichkeit an der Schnittstelle von Professionalisierungs- und Alltagsdiskurs. Die Subjektivierung bzw. Identitätskonstruktion des Patienten erfolgte, so Dinges, im Dialog mit dem Arzt. Die Spielräume von eigener Körpererfahrung waren dabei durch den ärztlichen Diskurs zwar strukturiert, endeten aber nicht an dessen Grenzen, wie das enttäuschte Beenden der Kur und

damit der Ausbruch aus der Diskursformation durch den Patienten und das Beharren auf autonomer Körperlichkeit deutlich machte. *Jürgen Martschukat* (Hamburg) beschrieb die Verbindung von Anästhesie und Strafrecht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, im beginnenden Zeitalter der Empfindsamkeit, als die medizintechnischen Versprechungen eines schmerzfreien Todes die Auffassungen der Rechtskunde von einer zivilisierten Art der Todesstrafe legitimierten und damit aufkommende Kritik an der Todesstrafe als solcher betäubten. *Heiko Stoff* (Hamburg) analysierte Eugenik und sexuelle Revolution in den zwanziger Jahren des 20. Jhs als zwei Seiten einer Medaille, als zusammenhängende Teile eines gleichen Dispositivs, das Sexualverhalten einerseits zwar von überkommenen normativen Grenzen befreite, es gleichzeitig aber neuen Formen von Auslese und genetischer Konkurrenz zu unterwerfen suchte – Bemerkungen, die angesichts der aktuellen bioethischen Debatte um Nutzen und Nachteil der Stammzellenforschung durchaus den Foucaultschen Anspruch verdeutlichten, eine Geschichte der Gegenwart zu schreiben. *Maren Möhring* (München) analysierte die Nacktkulturbewegung als Normalisierungspraktik und Teil eines zwangsheterosexuellen Normalisierungsdiskurses. Durch die Sichtbarmachung des Körpers und seine Mediatisierung in der Photographie wurde zum einen der normalisierende Blick geschult, zum anderen auch das Moment einer „Selbstausrbeitung“, d. h. einer selbststimulierten bereit-

willigen Anpassung an äußerliche Körpnormen durch Nacktgymnastik und die damit verbundene „gesunde Lebensweise“, befördert. Unklar mußte in der Diskussion bleiben, welche Erweiterungen das Konzept durch den Vergleich mit der FKK-Kultur in der DDR als einer spontanen, ungeleiteten und, weil ohne Begleitapparat von Zeitschrift, Club und Gymnastikfibel auskommend, diskursiv schwer zu fassenden Bewegung erfahren könnte.

Diese Beiträge blieben im Rahmen des üblichen Foucault-Rasters hängen: 18. bzw. langes 19. Jahrhundert, in alltagskulturelle Gesten oder politisch-administratives Handeln umgesetzter wissenschaftlicher Diskurs. Weil inzwischen da und dort erprobt und die Feuertaupe gewissermaßen hinter sich, konnten sie daher auch in ihrer Argumentation überzeugen. Schwieriger gestaltete sich das etwa für das erst noch auszuführende Projekt von *Olaf Stieglitz* (Bremen), der die Denunziation in Amerika zur Zeit McCarthys als Beispiel für Gouvernamentalität, d.h. Regieren als Erfindung und Implementierung von Selbsttechniken, an die politischen Programme gekoppelt werden können, lesen will. *Norbert Fintzsch* (Köln) gab für die Analyse solcher Techniken der Selbstführung anhand der amerikanischen Wohlfahrtsdebatte im Umfeld des Moynihan-Reports ein gutes Beispiel und plädierte gleichzeitig dafür, die reine Diskursanalyse in der historiographischen Arbeit hinter sich zu lassen und, wie von ihm gezeigt, stärker Alltagspraktiken, wirtschaftliche Interessenkon-

stellationen und politische Befindlichkeiten aneinander zu binden. Unschwer war dabei zu erkennen, daß der Umgang mit genuin politischem Diskurs und Handeln sowie die Verknüpfung von Text und sozioökonomischer Interessenartikulation und -durchsetzung ein aufstrebendes Feld ist und weiterer Reflexion bedarf.

Am Ende der Tagung stand zwar das Resümee, die These von der Frühneuzeitlastigkeit einer Arbeit mit den analytischen Kategorien Foucaults widerlegt zu haben; gleichzeitig wurde aber auch deutlich, welche Herausforderungen die Korrektur des einfachen Disziplinierungsmodells und die verstärkte Hinwendung zum Subjektivierungsansatz Foucaults zukünftig stellen werden. Die Soziologin *Susanne Krasmann* (Hamburg) zeichnete noch einmal die Grundlinien dieses Ansatzes nach. Zentral ist dabei zunächst die Annahme, daß Macht keine Frage des Besitzes, sondern von Relationen ist, daß also klassische Oben-unten-Modelle analytisch nicht weiter führen. Wie leicht wäre die Macht zu überlisten, so zitierte sie Foucault, wenn sie greifbar nur überwachte, mit Gewalt disziplinierte, die Subjekte in ihren Handlungsmöglichkeiten offensichtlich determinierte. Das Vertrackte an der Macht sei vielmehr jedoch, daß sie selbst produktive Kraft sei, Handlungsfelder erst hervorbringe, deren Möglichkeiten strukturiere. So ist beispielsweise das Gefängnis als moderne und uns zivilisiert erscheinende Form des Strafvollzugs nicht einfach eine Maßnahme zur zwangsweisen,

mit Drohung und Sanktion hantierenden Disziplinierung der Massen. Vielmehr hat es neue, effektivere Formen der Delinquenz und damit Möglichkeiten der Normproduktion hervorgebracht, die gesellschaftlichen Zusammenhalt ermöglichen. Daneben ordnet es sich in ein Dispositiv der Selbstführung ein, in ein Ensemble von Techniken, die der oder die Einzelne vorgeblich selbst hervorbringt und die ihn oder sie zugleich als Subjekt konstituieren, wie sie ihm oder ihr diskursiv vorgegebene Plätze in der Gesellschaft zuweisen. Der Häftling, der das Gefängnis moralisch geläutert und mit den besten Vorsätzen verläßt, ist somit ebenso legitimes Ergebnis seiner Existenz wie die „Berufsverbrecherin“, die stiehlt, kaum nachdem sich die Tore in der Freiheit hinter ihr geschlossen haben, in das nächste delikte Abenteuer stürzt und damit dem Gefängnis ein weiteres Mal die Legitimation seines Daseins liefert.

Der Knackpunkt der ganzen Geschichte liegt nun in der Frage nach den Wahlmöglichkeiten des Subjekts. Auch in Hamburg wurde deutlich, daß die deutsche Geschichtswissenschaft anhand solcher Probleme Theoriedefizite aufweist. Sind die „Dispositive der Macht“ nun diskursiv angelegte Möglichkeitsbedingungen, zwischen denen dem Individuum Wahlentscheidungen offen bleiben, oder sind sie Kausalursachen, die ihre Wirkung bereits in sich tragen? Die Frage blieb offen.

Die Notwendigkeit der weiteren theoretischen Auseinandersetzung mit dem Werk Foucaults kann jedoch

ein ermutigendes Gefühl nicht verdrängen: daß Menschen sich seiner Bücher als Materialkiste bedienen, um ihre eigenen Fragen zu beantworten und ihre eigenen wissenschaftlichen Probleme zu lösen, mit ihm experimentieren, ihn anwenden, ohne ihm sklavisch zu folgen und ihn zur sakrosankten Gründerfigur einer neuen Geschichtsschreibung zu machen. Foucault hilft manchem Problem weiter, der Beipackzettel mit Risiken und Nebenwirkungen liegt der Pille jedoch durchaus bei. Es wäre möglich, daß damit auch die deutschen HistorikerInnen bei der experimentellen Geste des Pariser Geschichtsrevolutionärs⁴ angelangt sind: „Das ist keine allgemeine Methode“, resümierte Michel Foucault 1980 über seine eigene Arbeit, „die für andere ebenso wie für mich definitiv gültig wäre. Was ich geschrieben habe, sind keine Rezepte, weder für mich noch für sonst jemand. Es sind bestenfalls Werkzeuge – und Träume.“⁵

Falk Bretschneider

- 4 P. Veyne, Foucault – die Revolutionierung der Geschichte. Frankfurt a. M. 1992 [franz. 1978].
- 5 M. Foucault, Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit D. Trombadori, Frankfurt a. M. 1997 [ital. 1980], S. 25.